

Sylvia Furmaniak

**Warum ein roter R4 nicht in
eine hellgrüne Schublade passt**

oder

Wie ein Virus meine Welt veränderte

Copyright: © 2023 Sylvia Furmaniak
sylvia@meinroterr4.de | www.meinroterr4.de
Lektorat: Ina Kleinod
Umschlag & Satz: Erik Kinting
Grafik Cover: Sarah Isabo

Verlag und Druck:
tredition GmbH
An der Strusbek 10
22926 Ahrensburg

Softcover	978-3-347-82551-2
Hardcover	978-3-347-82560-4
E-Book	978-3-347-82563-5

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für meinen Schatz & Hütedrachen.

Dieses Buch ist Franz gewidmet.
In tiefer Liebe und Verbundenheit.
Danke für Deine Wurzeln.

Inhalt

Prolog	7
Die Familien-Box	13
Über Nacht „erwachsen“	69
Mein roter R4	74
Erfüllte Zwischenzeit	116
Out of the box	131
Geschmack des Todes	189
Back to life	199
Die Behörden-Box	213
Die Diagnosen-Box	247
Das Leben kribbeln spüren	275
Lauschen lernen	318
Epilog	330
Danke sagen	336
Autorin	337
Empfehlungen	338

Prolog

Vermutlich ist es ein urmenschliches Phänomen, Menschen, Ereignisse, Erlebnisse oder Emotionen in innere Schubladen packen zu wollen. Das erzeugt, wenigstens für einen winzigen Augenblick, das beruhigende Gefühl, dass alles in Ordnung ist und seinen Platz hat. Das Nervensystem kann sich entspannen. Befriedigung und Wohlbehagen stellen sich ein. Manchmal sorgt dieses Prinzip auch für ein Gefühl von Kontrolle, in dem Sinne: *Ich habe alles im Griff*. Es ist ein Energiesparmodus, der uns gesund erhalten oder auch einschlafen lassen kann. Ja, dieses Einteilen, Sortieren und Kategorisieren entlastet praktischerweise das menschliche Gehirn. Die Hirnnerven können wie breite, eingefahrene Autobahnen genutzt werden. Alles hat seinen festen Platz und kann zügig gefunden werden.

Bei Gefahr oder Flucht kann dieses Prinzip sogar überlebensnotwendig sein. Wenn der Säbelzahntiger mit der Kette rasselt und uns in eine akute Notlage bringt, findet sich nämlich in der entsprechenden Schublade sofort ein Flucht- oder Notfallplan, der uns das Leben rettet – oder wenigstens den Tag.

Oft genügt schon das Aussehen, das Verhalten, der Beruf, die Schuhe, die Frisur oder das Auto, um eine passende Schublade für unsere Mitmenschen zu öffnen. In eine Schublade gesteckt zu werden, die nicht passt, bringt allerdings bei den meisten von uns einen inneren Vulkan zum Brodeln.

Klar, natürlich gibt es auch die Box „Unterbewusstsein“. Hier werden bei Bedarf unterdrückte Emotionen, unliebsame Erinnerungen oder verdrängte Erfahrungen versteckt. Das ist legitim. Es darf Boxen geben, die verstaubt und mit Spinnweben bedeckt geschlossen gehalten werden. Sie gehören zum Leben dazu. Es kann auch Sinn oder Spaß machen, Dinge abzustempeln und in eine Ablagebox zu packen, wie man sie in den meisten Büros vorfindet, die irgendwann randvoll ist und schließlich überquillt. Ob da auch Menschen reinpassen, ist fraglich.

Vermutlich haben alle Schubladen unterschiedliche Farben und Größen, aber sie sind einfach immer eng und begrenzt, (selbst wenn sie viel Platz bieten). Und sie sind eckig und kantig. Ich glaube, wenn ich versuchen würde, mich als Ganzes in eine Schublade zu legen, würde **immer** ein kleiner, wilder, ungehorsamer Zipfel von mir neugierig

herausschauen. So, wie ein rotes, sinnliches Kleid, das einfach nicht in einer Schublade verschwinden kann, da es zu kraftvoll ist und unbedingt auf der Straße getragen werden muss.

Das Thema „Schubladen“ ist komplex und häufig mit dem Denken in Kausalitäten verbunden. Zum Beispiel ertappe ich mich in meinem Leben oft dabei, wie ich mir innerlich einen Plan zurechtlege und mir detailliert ausmale: *Wenn ich dieses oder jenes mache, dann passiert genau das oder das.* Was aber passiert in dem Moment oder an dem Tag, an dem dieses Kausaldenken nicht mehr funktioniert und jeder Plan wie ein altes Bahnticket entwertet und nutzlos auf den Bahnsteig fällt? Was, wenn der Weg auf der Gehirnautobahn nicht mehr direkt zum bisherigen Ordnungssystem führt, sondern plötzlich von einer roten Warnbarke versperrt wird?

Dann wird es richtig spannend!

Out of the box kommen wir mit der Essenz in Kontakt, also mit dem, was uns wirklich im Leben trägt. Wahre Spiritualität zeigt sich meist erst dann, wenn es keine warme, vertraute und sichere Schublade mehr gibt und wir herausgefordert sind,

jenseits von Gewohntem zu leben. Worauf greifen wir dann zurück? Was hält uns in diesen Zeiten? Und was macht in haltlosen Momenten noch Sinn? Was führt uns aus tiefer Verzweiflung heraus und wieder zurück auf die richtige Fährte?

Eine letzte Frage: Lässt sich das bunte Wunder des Lebens überhaupt so einfach in Schubladen schieben? Oder geht es nicht vielmehr darum, jedes Quäntchen davon in seiner Einzigartigkeit zu sehen, zu lieben, zu würdigen und täglich neu an die Schönheit der Existenz, an das Feine, Zarte, Zerbrechliche erinnert zu werden – ja, an unsere heilige Essenz?

Vor der Sackgasse scharf links ab!

Zum Glück habe ich die Kurve bekommen. Im Februar stehe ich barfuß am eiskalten Strand am Meer in Italien. Franz ritzt die Worte „back to life“ in den Sand. Zehn Wochen zuvor – an meinem 51. Geburtstag – habe ich noch meine Beerdigung geplant und mich verabschiedet. Es ist ein Wunder passiert und ich bin immer noch da. Nur anders als vorher. Vorher hatte ein Virus mein Leben auf den

Kopf gestellt. Jetzt ist nichts mehr wie früher, alles ist verändert. Neu. Als ich nach einem Jahr im Krankenbett wieder die ersten Schritte im Hof schaffte, war alles magisch für mich. Ich atmete das Leben ein wie ein sanftes Wunder. Jeder Regentropfen auf meiner Haut, jeder Duft einer leuchtenden Blüte versetzte mich in tiefe Dankbarkeit und eine kleine tanzende Ekstase. Wann hatte ich dieses Gefühl verloren?

Aber jetzt von vorne ...



Die Familien-Box

Geschichtenlauschen

Meine Mutter hat mir erzählt, ich sei eine schnelle Blitzgeburt gewesen. Nach knapp 25 Minuten war ich auf der Welt und landete sofort im Brutkasten, keine zwei Kilo leicht. So begann mein Leben allein und in Stille, wenn auch auf der Kinderstation. Die leisen Qualitäten sind übrigens auch heute noch das, was ich sehr schätze und wofür ich dankbar bin.

Nicht lange danach liebte ich es, mit meinen roten Gummistiefeln durch die Natur zu hüpfen. Ich mochte es, durch hohe duftende Wiesen zu laufen, Blumen zu pflücken oder mit Jungs auf dem Bolzplatz Fußball zu spielen. Von anderen habe ich schon früh gehört, ich sei ein Sonnenschein und würde immer so strahlen.

Ich schätzte es von klein auf, den Geschichten aus Familien-Boxen zu lauschen – und später machte ich genau das sogar zu meinem Beruf –, denn sie zeigten mir auf inspirierende Art die ganze Welt der menschlichen Dualität. In Familien-Boxen-Geschichten geht es häufig gleichermaßen um

Verbundenheit und um Einzigartigkeit, also um den kleinen, scharfen Schnittpunkt, der diese beiden Wesensmerkmale in Familien auf ganz besondere Weise miteinander verknüpft. Dieser Schnittpunkt fühlt sich häufig „dicht“ an und verworren, manchmal sogar dunkel, wie ohne Tageslicht. Aber genau da, genau an dieser kleinen, schmalen Stelle ist oft die Antwort auf die Frage verborgen, was eine Familie verbindet und welchen Raum jedes Familienmitglied erhält, um seine einzigartige Andersheit leben zu können.

Wenn ich meine Familiengeschichte auslassen würde, wäre das wie ein erheblicher weißer blinder Fleck auf der Landkarte meines Lebens, den ich meinem Publikum vorenthielte. Außerdem könnten allein die einzigartigen Geschichten meiner Ahnen und Ahninnen bereits ein eigenes Buch füllen. All diese Menschen, Erlebnisse und Schicksale sind ein Teil von mir. Sie haben mich geprägt. Und es scheint so, als würden sich manche Geschichten sogar wiederholen. Als wären sie auf magische Weise über Generationen hinweg ineinander verflochten.

Eigentlich haben sich schon früh in meinem Leben zentrale Fragen gestellt: *Was ist denn eigentlich*

Schicksal, was ist Dharma oder Karma? Was kommt woher und was kann ich ändern? Was muss ich annehmen, akzeptieren und lieben lernen? Ich habe mich so oft gefragt, wo und wie unser Schicksal, unsere Lebensgeschichte oder auch unsere „Tragödien“ eigentlich beginnen. Gibt es da tatsächlich einen Anfang? Oder sind die Ereignisse – Verknüpfungen und Verläufe, Brüche und Nahtstellen – nicht eher wie Perlen aneinandergereiht und aufgefädelt auf eine Lebenskette, deren Faden von Familienmitglied zu Familienmitglied, über Generationen hinweg gehalten und weitergereicht wird?

Müsste ich meine Familie einem Genre zuordnen, so wäre das wohl am ehesten ein Thriller, ein Krimi oder manchmal auch eine Komödie. Dementsprechend sieht auch die „Kette“ meiner Familie aus. Sie besteht nicht gleichmäßig aus weißen Perlen. Nein, sie gleicht vermutlich am ehesten einer bunten Halskette, so, wie Kinder sie oft tragen. Manche Perlen wären aus Holz, manche aus Glas, mal wäre ein Kiesel- oder ein Edelstein dazwischen oder sogar ein schillernder Diamant. Manche Perlen wären klein, manche groß, einige rund, andere eckig oder kantig, sie wären hell oder dunkel, einfarbig oder schillernd bunt. Genauso bunt

und vielfältig sind die Geschichten meiner Familie, die hinter jeder Perle stecken. Manche Geschichten sind so skurril, dass ich mir die Freiheit genommen habe, sie etwas ausführlicher zu beschreiben. Andere halte ich etwas kürzer. Aber sie alle sind ein wahrer Teil meines frühen Kinderlebens.

Die Familie meines Vaters

Mein Vater ist in Budaörs geboren, das ist ein Vorort von Budapest in Ungarn. Er war knapp über drei Jahre alt, als die gesamte Familie am 3. Februar 1946, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, vertrieben wurde. Alle Familienmitglieder wurden in einen verriegelten, kalten Zug gesperrt und nach Deutschland deportiert. Noch heute steht eine alte Holzkiste in unserem Wohnzimmer, in die meine Großeltern auf der Flucht ihre wenigen Habseligkeiten gepackt haben.

Meine Großmutter hat vor lauter Schmerz über den Verlust ihre alte Heimat nie wieder besucht.

Die Mutter meines Vaters und ihre Schwestern

Meine Oma gehörte als Tochter des Bürgermeisters zu den reichsten Leuten des kleinen ungarischen Dorfes. Ihre Familie besaß viel Grund und Boden, große Pfirsichplantagen und Weinberge. Sie kelterten noch selbst. Die Pfirsichbäume trugen für mich die leckersten Früchte der Welt – so aromatisch und süß. Ihr klebriger Saft ist mir immer zwischen die Finger getropft.

Als es noch den „Eisernen Vorhang“ gab, war ich oft gemeinsam mit meinem Vater in seiner alten Heimat. Wir haben dann immer bei seiner Tante gewohnt. Die Wasserpumpe stand auf der Straße und wir mussten uns am Waschstein in der Küche mit dem kalten Wasser begnügen. Das Klo stand draußen im Garten, ein Plumpsklo. Es war alles so einfach gehalten und ursprünglich geblieben. Auch hier gab es im Sommer herrlich duftende Pfirsiche, pralle rote Tomaten und zuckersüße Trauben im Garten hinter dem Haus. So durfte ich als Kind ein Stück Heimat meiner Vorfahren erleben.

Nach der Flucht 1946 wohnten meine Großeltern, mein Vater und seine Schwester zunächst in dem

kleinen Dorf Eschelbach im fränkischen Hohenlohe bei Neuenstein. Später zogen dann alle hinüber in die Stadt, in eine kleine Kellerwohnung direkt am Bahnhof. Es gab dort viele Ratten, und in der Erinnerung meines Vaters vertrieb seine Mutter die Biester mit einem Stock, wenn er als kleines Kind in der Badewanne eingeschlafen war.

Mein Vater war gut in der neuen Welt angekommen. Er hatte schnell viele Freunde gefunden, wie alle Lausbuben heckten sie zusammen ständig etwas aus, und später, im Jugendlichenalter, brach bei ihnen das Fußballfieber aus. Als wir noch klein waren, freuten mein Bruder und ich uns jeden Abend schon diebisch auf eine seiner Gutenachtgeschichten. Wir liebten es besonders, wenn er von den Faxen und Streichen aus seiner Kindheit erzählte. Damit entführte er uns in eine ganz andere Welt, die mir ganz herrlich in Erinnerung geblieben ist.

Immer montags, wenn unsere Mutter beim „Hausfrauenturnen“ war, spielten wir vor der Bettgeschichte noch eine Runde Verstecken in der Wohnung. Unser Vater hatte die besten Ideen, uns unsichtbar werden zu lassen, er bugsiierte uns zum Beispiel in den Ofen oder schob uns ganz hoch

oben auf den Schrank. Und manchmal durften wir auch aus einem winzigen Fingerhut einen kleinen Schluck Eierlikör probieren.

Irgendwann haben meine Großeltern ein eigenes Haus gebaut, in dem wir Kinder dann letztlich auch aufgewachsen sind. Natürlich gab es im Garten einen Pfirsichbaum, aber auch einen großen Zwetschgenbaum und viele Traubenstöcke. Ich erinnere mich noch deutlich an den Geruch meiner Oma, der irgendwie sehr besonders war. Überhaupt war sie ganz anders als andere Großmütter im Ort, denn sie fiel immer auf. Sie trug einen beinahe bodenlangen weiten dunklen Rock, über den ein Schurz gebunden war, eine dunkle, durchgeknöpfte Bluse und ein Kopftuch – die Tracht ihrer Heimatregion. Außerdem reichten ihre Haare hinunter bis zum Po, sie wurden jeden Tag gekämmt, geflochten und dann zu einem Dutt hochgesteckt. Es gab wie in Ungarn einen Waschstein, an dem meine Oma ihre tägliche Körperpflege verrichtete. Es gab weder Dusche noch Badewanne, nur kaltes Wasser aus dem Hahn. Und ich habe nie gesehen, dass sie jemals ihre Haare gewaschen hätte, bis an ihr Lebensende war ihr Haar aber lang, dunkel und glänzend. Nachdem die traditionellen ungarischen Kleider meiner Oma irgendwann abgenutzt waren,

konnte sie meine Mutter zu einem „deutschen Kleid“ überreden – blau und mit Blumen bedruckt. Als nach Jahren die Ärmel verschlissen waren, hat sie sie kurzerhand abgeschnitten, sie wurden jedes Jahr im Zickzackmuster kürzer. Dieses Kleid trug sie bis zu ihrem Tod.

Ab und zu kam der Sohn ihres Bruders – mein Onkel Martin – mit seinem kleinen fahrenden Einkaufsparadies zu Besuch, es war jedes Mal wie ein Geschenk für meine Oma. Sein Transporter war dann bis unter das Dach vollgepackt: Nadel und Faden, Stoffe, ungarische Würste, wenigstens das war ein kleines Fest für sie.

Meine Oma wurde 93 Jahre alt. Ich habe sie sehr geliebt.

In meiner Erinnerung springe ich die Treppe herunter und sitze bei ihr und ihren Schwestern auf dem Sofa. Es gibt jeden Tag Nudelsuppe. Ich darf aus einer kleinen Aluschale Nudeln mit Salz naschen. Sie kratzt mit dem Kochlöffel meinen Rücken, seine glatte Kühle spüre ich noch immer auf meiner Haut.